

Auswertung der Konferenz

„Neue Spielräume oder neue Beschränkungen? Soziale Innovation und Anbieter von sozialen Dienstleistungen in Europa“

17.-18. Dezember in Berlin-Köpenick

Innovativ sein kann jeder, denn Innovation ist keine Frage der Ressourcen oder der Organisationsform, so ein Fazit der Konferenz „Soziale Innovation und Anbieter von sozialen Dienstleistungen in Europa“. Seit einiger Zeit fördert die Europäische Union verstärkt soziale Innovation und soziales Unternehmertum. Die derzeitigen und geplanten EU-Initiativen und Aktionen waren daher der Ausgangspunkt der Veranstaltung. Die Konferenz führte die Beobachtungsstelle für gesellschaftspolitische Entwicklungen in Europa im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durch. Dass das Interesse an dem Thema „Soziale Innovation“ wächst, zeigte sich kurz nach Ankündigung der Konferenz. Die anfänglich geplanten achtzig Teilnehmerplätze reichten nicht für die Anzahl der Anmeldungen. Dank der Unterstützung des Ministeriums konnte die Teilnehmerzahl jedoch erhöht werden, so dass sich insgesamt 130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus zwölf europäischen Ländern an der Diskussion um soziale Innovationen beteiligen konnten.

Soziale Innovation: Ein höchst diffuses Konzept

Wohl selten steht ein Konzept im Rampenlicht, das sich aufgrund einer Vielzahl an Definitionen so schwer eingrenzen lässt, wie soziale Innovation. Das Fehlen einer einheitlichen Definition, das heißt, was unter sozialer Innovation zu verstehen ist, war somit auch das erste Thema der Teilnehmenden der Konferenz nach der Vorstellung der EU-Initiativen (u.a. besondere Förderungsmöglichkeiten ab 2014 für soziale Innovationen und soziales Unternehmertum). Denn bisher gibt es weder für soziales Unternehmertum noch für soziale Innovation eine klare Definition. Das nutzte das Konferenzteam als Aufhänger, um bei den Teilnehmenden nachzufragen, was sie persönlich unter sozialer Innovation verstehen. Die hierfür engagierten Konferenzreporter gingen in den Pausen auf Stimmen- und Meinungsfang. Dabei förderte schon die schlichte Frage „Was ist soziale Innovation“ eine große Bandbreite von Deutungsmustern zutage. Ein kleiner gemeinsamer Nenner konnte aus den Aussagen herausgefiltert werden: Mit sozialer Innovation verbinden die meisten etwas „Neues“, und dass diese Innovation in irgendeiner Weise mit „sozial“ zu tun

hat. Unterschiedlich schätzten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer allerdings ein, inwieweit soziale Innovation etwas verändern und welches Ausmaß diese Veränderung haben muss (revolutionärer Wandel bis inkrementelle Veränderung). Noch mehr unterschieden sich dann ihre Vorstellungen darüber, was der Gewinn sozialer Innovationen sei: Einige Teilnehmende beschrieben, dass sich die Kluft zwischen Produzenten und Adressaten von sozialen Diensten verringern würde und beriefen sich auf die Co-Produktion im Prozess der Erstellung. Andere Teilnehmende sahen den Gewinn in mehr Nachhaltigkeit, in mehr Lebensqualität oder schlichtweg in einer positiven gesellschaftlichen Veränderung. Relativ einig waren sich die Befragten darin, dass – trotz konzeptueller Unsicherheiten – die Chancen, die mit sozialer Innovation verbunden werden, die möglichen Risiken übertreffen. Die Gesellschaft sei mittlerweile so dynamisch in ihrer Entwicklung, dass nur mit einem Fokus auf Innovation auf die sich schnell verändernden Herausforderungen reagiert werden kann.

Chancen und Risiken sozialer Innovation

Allerdings birgt der ausschließliche Fokus auf neue Ideen, die einen sozialen Mehrwert generieren, auch Risiken. So beschreibt Adalbert Evers, Professor für Vergleichende Gesundheits- und Sozialpolitik an der Universität Gießen und Referent auf der Konferenz, das Risiko einer „do-it-yourself-welfare“. Es ist aber keineswegs selbstverständlich, dass jeder Mensch die Möglichkeit nutzt, sich mit anderen zusammen zu tun und seine Wohlfahrt eigenständig zu organisieren. Unter Umständen könne dies auch dazu führen, so Evers, den Blick auf die großen bewährten Institutionen unseres Sozialstaates zu verlieren. Soziale Innovation birgt auch dann ein Risiko, wenn sie zu einer fortschreitenden Fragmentierung von Diensten, Anbietern, und somit auch von Wissen führt, das heißt, sowohl von fachlichem Wissen (keine übergreifenden Ansätze) als auch von Wissen um die Klienten. Dieses Argument stellten der niederländische Wissenschaftler Dr. Hans van Ewijk von der Humanistischen Universität Utrecht als auch die deutsche Sozialunternehmerin Rose Volz-Schmidt (wellcome gGmbH) in unterschiedlichen Foren und anhand unterschiedlicher Beispiele heraus.

Soziale Innovation aus dem Blickwinkel der Zivilgesellschaft

In der Bundesregierung wird soziales Unternehmertum – und damit einer der Orte, an dem soziale Innovation entsteht – vor allem vor dem Hintergrund der aktiven Zivilgesellschaft gesehen. Im Jahr 2010 hat sich die Bundesregierung in der Nationalen Engagementstrategie verpflichtet, soziale Innovationen und

Sozialunternehmertum zu fördern. Nach der Definition des Ministeriums sind Sozialunternehmer solche, „die aus ihrem individuellen bürgerschaftlichen Engagement heraus soziale Organisationen gründen“. Gemeint sind damit, laut Christoph Linzbach vom BMFSFJ, Impulse für neue Lösungsmöglichkeiten gesellschaftlicher Probleme, die aus der Gesellschaft heraus gegeben werden.

Einen Zusammenhang zwischen einer aktiven Zivilgesellschaft und sozialer Innovation sahen auch Teilnehmende aus osteuropäischen Ländern. Renata Siemienska vom Institut für Soziologie der Universität in Warschau erläuterte anhand des geschichtlichen Kontextes Polens, warum in Polen lange Zeit keine sozialen Initiativen aus der Zivilgesellschaft entstanden. Ein Bewusstsein für soziale Ideen aus der Gesellschaft entwickelte sich erst in den letzten zwanzig Jahren. Auch Iryna Maievska, Mitarbeiterin der Caritas Ukraine, ist der Überzeugung, dass es für soziale Innovation einer „wachen Zivilgesellschaft“ bedarf. Von diesen Erfahrungen abweichend ist jene von Laurent Fraise vom Centre de Recherche et d'Information sur la Démocratie et l'Autonomie (CRIDA), der die aktuelle Diskussion um soziale Innovation in Frankreich beschrieb. Seiner Meinung nach fokussierte der Diskurs über solidarische Ökonomie in den 60er und 70er Jahren viel mehr die Initiativen der Zivilgesellschaft. Der aktuelle Diskurs über soziale Innovation würde dagegen weniger ideell, sondern eher pragmatisch geführt und das unternehmerische Gedankengut stehe in Frankreich im Vordergrund. Fraise äußerte sogar die Vermutung, dass sich dahinter ein versteckter Modernisierungs-Diskurs gegenüber den sozialen Diensten befindet, die effizienter werden sollen. Es verwundere ihn daher nicht, dass die hauptsächlichen Initiatoren der Diskussion heute in der Politik und der öffentlichen Verwaltung zu finden wären und eben nicht aus der Zivilgesellschaft kämen.

Wie entsteht soziale Innovation?

Die grundlegende Frage, wie soziale Innovation überhaupt entstehen kann, wurde unter den Teilnehmenden immer wieder diskutiert. Gibt es ein bewährtes Rezept, das es anzuwenden gilt? Christoph Hinske von dem Beratungsunternehmen IFOK arbeitete mit den Teilnehmenden in einem der drei angebotenen Workshops zu Merkmalen von Teams, die extrem innovativ und erfolgreich sind. Nach Hinske hängt vieles von Vereinbarungen ab, die man mit sich selbst und untereinander trifft. Ein Merkmal von innovativen Gruppen ist beispielsweise, so Hinske, dass sie in fünf Dimensionen erfolgreich sind: in der Beziehung zu sich selbst, in der Beziehung zu einem anderen, in der Beziehung zur Gruppe, in der Beziehung zur Natur (auch

Nicht-Greifbares ist real) und in der Beziehung zur Kreativität (die Quelle der Kreativität ist überall).

Aus der Reflexion einiger Fragen an konkreten Praxisbeispielen am zweiten Tag der Veranstaltung wurde deutlich, dass es selten einen besonderen Moment gibt, in dem eine Idee für eine soziale Innovation entsteht. Vielmehr dauert der Prozess, bis eine Idee reift, oft jahrelang. In den meisten Fällen setzt es besondere Kenntnisse der Zielgruppe, ihrer Bedarfe und der weiteren Akteure im Feld voraus. Auch zentral für eine gute Innovation ist die Passung in das bestehende Angebot, an die Besonderheiten des jeweiligen Stadtteils (beziehungsweise des Gebietes, in dem das Projekt umgesetzt wird). Voraussetzung für eine gut „eingepasste“ Innovation ist wiederum gute Netzwerkarbeit, die viel Zeit und Kontinuität benötigt. Das betonte Nicole Pöckler vom AWO Kreisverband Salzgitter-Wolfenbüttel e.V., die auf der Konferenz ein Sprachlernprojekt für Frauen mit Migrationshintergrund vorstellte. Keine Grundlage für soziale Innovation wäre allerdings der Wille, unbedingt innovativ sein zu wollen, unterstrich Ann Decorte, die Erfinderin der sozialen Innovation „Blue Assist“ aus Belgien, ein Angebot, das die Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung erleichtert. „Sozial innovativ“, das war ein Label, das uns im Nachhinein gegeben wurde. Wir wollten einfach nur unsere Arbeit besser machen.“ Dies geschah dadurch, dass sie und ihre Kolleginnen und Kollegen in einem Tagespflegezentrum für Menschen mit geistiger Behinderung aufhörten, sich um ihre Klienten zu kümmern und künstliche Beschäftigungsangebote zu kreieren und anfangen, die Klienten in ihrer Selbständigkeit durch Coaching zu unterstützen. Hier fand zunächst also eher ein Paradigmenwechsel statt. Die anfassbare beziehungsweise sichtbare soziale Innovation, die daraus entstand, sind technische Hilfen wie eine Smartphone App.

Auch ist soziale Innovation nicht immer gewinnbringend und besonders nicht in der Anfangszeit. Eine Idee zu entwickeln, macht sich nicht von Anfang an bezahlt. Häufig übernehmen die „Erfinder“ ein hohes Risiko, indem sie Zeit, Geld und andere Ressourcen investieren, um ihre Idee zu verwirklichen. Teilnehmende einer der drei Workshops der Konferenz schlossen daraus, dass für die Entstehung einer Innovationskultur eine gewisse Fehlerfreundlichkeit notwendig sei. Nur dort, wo Spielraum zur Entfaltung ist, entsteht auch wirklich Neues.

Hemmschuhe für Soziale Innovation

Diese teilweise bestehenden Spielräume für sozial innovatives Handeln sind derzeit jedoch einer besonderen Gefahr ausgesetzt. Und diese Gefahr geht nicht zuletzt von

der EU selbst aus. Denn auch wenn die EU auf der einen Seite soziale Innovationen und soziales Unternehmertum fördert, so schafft sie laut des Referenten Dr. Gerhard Timm, Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege, in anderen Bereichen kontraproduktive Regelungen. „Der Markt ist ein Innovationstreiber, auch im Bereich der sozialen Dienste. Aber es hängt davon ab, wie man den Wettbewerb gestaltet. Die EU-Förderpraxis mit den Ausschreibungsverfahren verhindert einen guten Wettbewerb. Sie verstärkt den Wettbewerb während des Zeitpunkts der Ausschreibung. Danach entsteht aber eine Quasi-Monopolstellung des Gewinners.“ Anders sei dies im deutschen wohlfahrtsstaatlichen Dreiecksverhältnis, in dem der Nutzer zwischen den Anbietern auswählt. „Das induziert Wettbewerb und damit meiner Meinung nach auch Innovation“, sagte Timm.

Eine weniger positive Einschätzung der Innovationsmöglichkeiten im deutschen System gab dagegen eine Teilnehmerin. Entgelte für soziale Dienste in Deutschland finanzieren klar definierte Leistungen für ein klar identifiziertes soziales Problem. Das System sieht nicht vor, dass gestaltet, ausprobiert und eine Idee dann verbreitet wird. Diese Tätigkeiten, die nötig sind, um aus einer Idee eine umsetzbare soziale Innovation zu entwickeln, können nicht abgerechnet werden. Das Fördersystem folge Gesetzmäßigkeiten aus den 60er und 70er Jahren, so die Teilnehmerin. Mit Blick auf ganz Europa forderte Heather Roy, Generalsekretärin des Europäischen Dachverbandes Eurodiaconia, von den politischen Entscheidungsträgern: „Geben Sie uns überhaupt die Möglichkeit, sozial innovativ zu arbeiten.“ Fraglich ist daher, ob jetzt konzipierte EU-Instrumente die Entstehung von sozialer Innovation im Bereich der sozialen Dienste wirklich befördern.

Für die Beobachtungsstelle hat sich in jedem Fall gezeigt: Es lohnt sich das Thema soziale Innovation länderübergreifend zu diskutieren - denn hier zeigen sich unterschiedliche Deutungen, interessante Querverbindungen und nicht zuletzt neue Fragestellungen denen es nachzugehen lohnt.

Anna Waldhausen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. in Frankfurt a.M. und arbeitet für das Projekt „Beobachtungsstelle für gesellschaftspolitische Entwicklungen in Europa“. Die Beobachtungsstelle analysiert gesellschaftspolitische Trends in den EU Mitgliedsstaaten und auf europäischer Ebene sowie deren Auswirkungen auf die deutsche Situation. Finanziert wird das Projekt vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Kontakt: anna.waldhausen@iss-ffm.de